

Falsche Schuld und echter Einsatz

Im Begleiteten Wohnen der Diakonie gab es drei positive Coronatests. Einschränkungen sind für manche Klienten schwer zu verstehen. Zwei Bewohnerinnen erzählen

Von Tim Gelewski

Iserlohn. Ein kleiner Abstrich, eine kurze Mitteilung – mit großen Folgen: Am 30. April erhält eine Mitarbeiterin im Begleitenden Wohnen der Diakonie Mark-Ruhr nach einem Arztbesuch einen positiven Corona-Befund. Am 8. Mai wird in der Einrichtung selbst getestet. Eine weitere Mitarbeiterin und eine Bewohnerin sind positiv. Drei Einträge in der amtlichen Statistik einerseits, vor allem aber menschliche Schicksale, auch wenn keiner der Fälle einen schweren Verlauf nahm.

Besuch in dem Haus der Diakonie am Pastorenweg, in dem 27 Bewohner leben. Menschen mit Behinderungen, psychischen Störungen, oft schweren Lebenswegen. Borderliner, Schizophrenie- oder Psychosepatienten, einige von ihnen nicht in der Lage, alles zu verstehen, was in den letzten Monaten um sie herum geschehen ist.

Bewohnerin muss gleich drei Mal in Quarantäne

Zwei der Bewohnerinnen wollen erzählen, wie sie die Krise erleben. Die eine von ihnen war positiv getestet worden, die andere musste gleich drei Mal über Wochen in Quarantäne, was Isolation und Einsamkeit bedeutet. In dem Gespräch wird es um Scham gehen, um Traurigkeit, um falsche Schuldgefühle. Und es wird sehr viel Lob geben für die Mitarbeiter, die hier in widrigen Zeiten alles am Laufen halten.

Sarah, 30, lebt erst seit rund zehn

Wochen hier. Petra, 49, bereits seit 2013. Sarah kam aus dem Maßregelvollzug her, nach einem Aufenthalt in der Hans-Prinzhorn-Klinik. Wie Petra ist sie Borderline-Patientin. Beide verstehen, was Corona ist. Und warum es wichtig ist, sich und andere zu schützen.

Sarah war trotz ihres jungen Alters mehrere Jahre alkoholabhängig. Hatte eine Psychose, geriet wegen Brandstiftung in Konflikt mit dem Gesetz. „Ich bin oft weggestoßen worden“, wird sie später sagen. Sie redet schnell, wirkt freundlich.

Petra ist eher ein ruhiger Mensch. Früher habe sie Stimmen gehört, sagt sie. Sie geht nicht viel raus, hat einen Freund, der auch in der Einrichtung lebt.

Beiden ist eine gewisse Struktur im Tag wichtig. Die allerdings ist seit Beginn der Einschränkungen im Zuge der Krise zu einem großen Teil



Eine Alltagsszene in besonderen Zeiten (v. l.): Petra und Sarah in der Raucherecke im Garten der Einrichtung für Begleitetes Wohnen am Pastorenweg.

FOTOS: TIM GELEWSKI

weggebrochen. Keine Besuche, Petra darf keinen näheren Kontakt mehr mit ihrem Freund haben, keine Arbeit in den Werkstätten, kein gemeinsames Essen, Rauchen, Kochen, Einkaufen. Fast keine Beschäftigungsangebote mehr. Das Zwischenmenschliche wird auf ein Minimum heruntergefahren.

„Es fiel mir schwer, aber ich habe es verstanden.“

Petra, 49, die im Begleiteten Wohnen

der Diakonie lebt, und nach einem positiven Corona-Test zunächst unter falschen Schuldgefühlen litt

Nicht alle Bewohner verstehen das. Einige nehmen das Ganze persönlich. Einem Menschen, dem Nähe wichtig und vertraut ist zu erklären, warum man plötzlich auf Distanz zu ihm geht, ist schwierig.

Der positive Corona-Test löst auch bei Petra etwas aus. Schuldgefühle. Falsche Schuldgefühle, das weiß sie heute. Weil Sarah ihr das gesagt hat. Andere Bewohner. Die Mitarbeiter. „Du kannst ja nichts dafür“, sagt Sarah beim Gespräch nochmal. „Es fiel mir schwer, aber ich habe es verstanden“, sagt Petra.

Nach dem Befund hatte sie zwei Wochen in Quarantäne verbringen müssen. Alleine in ihrem Zimmer. „Wie weggesperrt zu werden“ habe sich das angefühlt. Malen, Fernse-

hen, Musik. „Ich habe mich weggestoßen gefühlt.“

„Weggestoßen“ – exakt dieses Wort benutzt auch Sarah, wenn sie von der Quarantäne spricht. „Als wollte man mich nicht mehr haben.“ Nicht, weil es so war. Die Mitarbeiter taten ihr Bestes, das wusste sie. Aber weil es sich so anfühlte.

„Ich dachte, die anderen sind mir böse“, sagt Petra über ihren Befund.

Die gebürtige Rheinländerin Sarah wurde zwar nie positiv getestet. Dennoch muss sie gleich drei Mal in Quarantäne. Beim ersten Mal, weil sie gegen das Kontaktverbot ver-

stößt. „Ich hatte einen Alkoholrückfall außerhalb des Hauses.“

Mit drei anderen Personen befruchtet sie sich an einer Bushaltestelle. Die Polizei greift sie auf. Diese Zeitung berichtete. Sie wird in die Prinzhorn-Klinik gebracht. Die ersten drei Wochen Quarantäne. „Ich bin selber schuld“, sagt sie. Wie „Knast“ sei das gewesen.

Als sie danach in die Einrichtung am Pastorenweg zieht, muss sie gleich weitere zwei Wochen isoliert werden. So wollen es die Vorschriften aktuell, wenn neue Bewohner aus einer Klinik kommen.

Schließlich der 8. Mai. Die zwei positiven Tests. Als Kontaktperson geht es erneut in Quarantäne. „Ich war schockiert“, sagt Sarah. Zwei Nervenzusammenbrüche habe sie erlitten. Bei einem weiteren Test am 20. Mai auf Bitten der Einrichtungsleitung sind alle Bewohner und Mit-

arbeiter negativ. Auch Petra. Ob sie eine Erkrankung ohne Symptome überstanden hat, oder womöglich etwas mit dem Test nicht stimmte, weiß sie bis heute nicht. Ebenso wenig, wo sie sich infiziert haben könnte. „Ich war ja nicht draußen.“

An Corona Erkrankte werden oft stigmatisiert

Die Mitarbeiterin, die am 30. April als positiv diagnostiziert wurde, habe sich wohl im privaten Umfeld angesteckt, erzählt Markus Thröner, Bereichsleiter der Einrichtung am Pastorenweg, die zum Bereich Teil-

habe und Wohnen bei der Diakonie Mark-Ruhr gehört. Bei den beiden anderen Fällen sei es unklar. „Das wäre Spekulation.“

Auch die Mitarbeiterin habe ein schlechtes Gewissen gehabt. Thröner erzählt von Hausbesuchen des Ordnungsamtes am Gartenzaun. Der ungerechtfertigten Stigmatisierung von Erkrankten. Und davon, dass sie eigentlich nur das Ordnungssamt als Ansprechpartner hätten und keine schnell greifbare ärztliche Versorgung. Bei schweren Verläufen bleibe da nur der Anruf beim Rettungsdienst.

Auch sei es schwer, in einer Einrichtung wie am Pastorenweg die Abstandsgebote einzuhalten. Grundsätzlich gelten Vorgaben wie im Altenheim. „Unsere Bewohner sind aber deutlich mobiler.“ Zum Glück sei aber bisher alles gut gegangen.



Mitarbeiterin Anna Becker, die anders als die Bewohner – das Haus gilt als Wohngemeinschaft – durchgängig Maske tragen muss.



„Das wäre Spekulation“: Bereichsleiter Markus Thröner weiß nicht, wo sich eine seiner Mitarbeiterin und eine Bewohnerin angesteckt haben.